

## Mademoiselle Perle

(Übersetzung von [Hedda Eulenberg](#), Erstveröffentlichung 1901 bei Reclam/Leipzig © [Thomas Eulenberg](#) 1999)

Was für ein sonderbarer Einfall das doch war, Mademoiselle Perle als Bohnenkönigin zu wählen! Ich verbringe den Dreikönigstag alljährlich bei meinem alten Freund Chantal. Mein Vater, dessen intimster Freund er gewesen ist, nahm mich schon als Kind zu ihm mit. Ich besuchte ihn nach dem Tode meines Vaters weiter und werde ihn wahrscheinlich besuchen, solange ich lebe und es einen Chantal gibt.

Die Chantals führen übrigens ein eigentümliches Dasein. Sie leben in Paris, als wohnten sie in einem kleinen Provinznest wie Grasse, Yvetot oder Pont-a-Mousson.

Sie haben in der Nähe des Observatoriums ein Haus und einen kleinen Garten. Und da sind sie so abgeschlossen wie auf dem Lande. Von Paris, dem wirklichen Paris, kennen sie nichts, ahnen sie nichts! Davon sind sie weit, weit entfernt. Zuweilen nur machen sie einmal eine Reise dahin, eine lange Reise. Madame Chantal geht dann nämlich auf den „Vorrat“ — wie man in der Familie sagt. Und zwar vollzieht sich dieses „auf den Vorrat gehen“ folgendermaßen: Mademoiselle Perle, die die Schlüssel zu den Küchenschränken hat (die Wäscheschränke stehen unter direkter Aufsicht der Hausfrau selbst), Mademoiselle Perle also erklärt eines Tages, dass der Zucker bald zu Ende ist, dass die Konserven verbraucht sind und man im Kaffeesack beinahe schon auf den Boden stößt.

Es wird also zum Alarm gegen die Hungersnot geblasen. Madame Chantal nimmt die Reste in Augenschein, macht sich Notizen in ein Notizbuch. Dann schreibt sie furchtbar viel Zahlen auf und überlässt sich langen Berechnungen und darauf lebhaften Diskussionen mit Mademoiselle Perle. Man einigt sich jedoch immer und bestimmt die Quantität der Waren, mit denen man sich für drei Monate versorgen will: Zucker, Reis, Pflaumen, Kaffee, Eingemachtes, Büchsen mit Erbsen, Bohnen, Hummer, gesalzenem und geräuchertem Fisch usw., usw.

Dann setzt man den Tag fest, an dem die Einkäufe gemacht werden sollen, und ist er gekommen, so nimmt man eine Droschke, und zwar eine mit einer Galerie oben, und fährt zu einem großen Kolonialwarenhändler, der jenseits der Brücken in dem neuen Viertel wohnt.

Madame Chantal und Mademoiselle Perle machen diese Reise zusammen, allein und geheimnisvoll, und kommen erst zum Abendessen wieder zurück, ganz erschöpft und aufgeregt und tüchtig zusammengeschüttelt in der Droschke, deren Dach mit Säcken und Paketen beladen ist, als wäre es ein Umzug.

Für die Chantals besteht der ganze Teil von Paris, der auf der anderen Seite der Seine liegt, aus „neuen Vierteln“ und wird, wie sie glauben, von sonderbaren, lärmenden, wenig ehrenhaften Leuten bewohnt, die ihre Tage in Müßiggang und ihre Nächte in Ausschweifungen zubringen und das Geld zum Fenster hinauswerfen. Von Zeit zu Zeit jedoch führen sie die jungen Mädchen einmal ins Theater, in die Opera-Comique oder das Théâtre Français, wenn das Stück, das gegeben wird, in der Zeitung, die Herr Chantal liest, empfohlen worden ist.

Die jungen Mädchen sind jetzt neunzehn und siebzehn Jahre alt; es sind zwei schöne Mädchen, groß und frisch, sehr gut erzogen, ja zu gut erzogen, denn sie bleiben so unbemerkt wie zwei hübsche Puppen. Niemals käme ich auf den Gedanken, ihnen irgend-

welche Aufmerksamkeit zu schenken oder gar den Hof zu machen. Man wagt kaum mit ihnen zu reden, so keusch sind sie; man fürchtet, schon zu frei mit ihnen zu sein, wenn man sie nur grüßt.

Der Vater ist ein liebenswürdiger Herr, sehr gebildet, von klarem Verstande und herzlichem Wesen, doch liebt er vor allem die Ruhe, die Stille, den Frieden, und das ist wohl der Hauptgrund, dass seine Familie so abgeschlossen und mumienhaft dahinlebt. Er liest viel, plaudert gern und ist leicht gerührt. Er ist durch den Mangel an jeder Berührung, durch die lange Verzärtelung so empfindlich geworden, dass ihn die kleinste Kleinigkeit aufregen und schmerzlich ergreifen kann.

Die Chantals haben immerhin einige wenige, mit großer Sorgfalt in der Nachbarschaft ausgesuchte Bekannte. Sie wechseln auch jährlich zwei oder drei Besuche mit Verwandten, die weit entfernt wohnen.

Ich speise jeden 15. August und jeden Dreikönigstag bei ihnen. Das gehört so zu meinen Pflichten wie die Osterkommunion zu denen eines Katholiken.

Am 15. August sind stets noch ein paar andere Freunde geladen, am Dreikönigstag jedoch bin ich der einzige Tischgast.

Ich speiste also in diesem Jahre wie in allen vorhergehenden am Tage Epiphaniäs bei den Chantals. Der Sitte nach umarmte ich Monsieur und Madame Chantal und Mademoiselle Perle und machte Mademoiselle Louise und Mademoiselle Pauline eine tiefe Verbeugung. Man fragte mich über tausend Dinge aus, über neue Ereignisse vom Boulevard, über Politik, was das Publikum über die Affäre von Tongking denke und über unsere Gesandten. Madame Chantal, eine dicke Dame, deren Ideen mir immer den Eindruck machen, als wären sie viereckig, schloss jede politische Gespräch mit den Worten: „Das ist alles böse Saat für später.“

Weshalb habe ich mir nur immer eingebildet, dass die Ideen der Madame Chantal viereckig seien? Ich weiß es nicht, doch nimmt alles, was sie sagt, in meinem Geiste viereckige Gestalt an, wird zu einem großen Viereck mit symmetrischen Winkeln. Es gibt Personen, deren Gedanken mir rund und rollend vorkommen, wie Reifen. Kaum haben sie einen Satz über irgendeinen Gegenstand ausgesprochen, so fängt es an, vor mir zu kreisen, zehn, zwanzig, fünfzig runde Ideen, große und kleine, die nun hintereinander herlaufen, bis zum Horizont. Es gibt auch Leute, die spitze Gedanken haben . . . Aber ich schweife ab.

Man setzte sich wie immer zu Tisch, und das Mahl ging ohne einen bemerkenswerten Zwischenfall seinen Gang. Zum Dessert brachte man den Königskuchen herein. Nun war es eine Tatsache, dass Herr Chantal in jedem Jahre König wurde. Ich weiß nicht, ob es Zufall oder ein altes Übereinkommen war, er fand jedesmal die Bohne oder deren Stellvertreter in seinem Stück Kuchen und ernannte dann Madame Chantal zur Königin. Wie erstaunt war ich also, als ich plötzlich in meinem Kuchen auf einen harten Gegenstand biß, der mir beinahe einen Zahn ausgebrochen hätte. Ich zog ihn vorsichtig aus meinem Munde heraus und sah, dass es eine kleine Porzellanpuppe von der Größe einer Bohne war. Überrascht stieß ich einen Laut aus. Man blickte mich an und Chantal rief, indem er in die Hände klatschte: „Gaston ist es! Gaston also! Es lebe der König! Es lebe der König!“

Die ganze Gesellschaft wiederholte im Chor: „Es lebe der König!“ Ich wurde rot bis hinter die Ohren, wie man oft in einer dummen Situation ohne Grund rot wird. Ich blieb also mit niedergeschlagenen Augen sitzen, hielt das Porzellanpüppchen zwischen meinen Fingern, bemühte mich zu lachen und wusste nicht, was ich anfangen noch sagen sollte, als Herr Chantal ausrief: „Jetzt muss die Königin gewählt werden.“

Ich war ganz perplex. In einem Augenblick schossen mir tausend Gedanken, tausend Annahmen durch den Kopf. Wollte man, dass ich eine von den Fräulein Chantal wählte? War es ein Mittel um zu erfahren, welche ich vorzöge? War es von Seiten der Eltern die unverfängliche sanfte Anbahnung zu einer Heirat? Der Gedanke an die Heirat liegt ja in jedem Hause, in dem Töchter sind, in der Luft und versteckt sich in alle nur möglichen Formen und Einkleidungen. Ich war von einer schrecklichen Furcht erfüllt, mich zu kompromittieren und zu gleicher Zeit den korrekten und zugeknöpften Fräulein Töchtern gegenüber von unüberwindlicher Schüchternheit. Eine von ihnen auf Kosten der andern zu wählen, von ihr zu unterscheiden, schien mir ebenso schwer zu sein wie zwischen zwei Wassertropfen zu wählen; und die Angst, mich in eine Geschichte einzulassen, die mich wider meinen Willen, ganz sanft durch eine Reihe solch unbedeutender Umstände wie die Verleihung dieser Königswürde, zu einer Heirat bringen konnte, erfüllte mich mit schrecklicher Verwirrung. Plötzlich jedoch kam mir eine Erleuchtung, und ich reichte die symbolische Puppe der Mademoiselle Perle hinüber. Anfangs war alles überrascht, dann jedoch billigte man ohne Zweifel mein Feingefühl, denn man rief wie toll: „Bravo!“ und „Es lebe die Königin!“

Das arme alte Mädchen jedoch schien nicht recht zu wissen, wie ihm geschah. Sie zitterte und stammelte verwirrt: „Aber nein . . . nicht doch . . . ich nicht . . . bitte ich nicht . . . ich nicht bitte! . . .“

Da blickte ich zum ersten mal in meinem Leben Mademoiselle Perle an und fragte mich, wer sie wohl sei. Ich war daran gewöhnt, sie in diesem Hause zu sehen wie man irgendeinen alten Lehnstuhl sieht, auf den man sich seit seiner Kindheit hinsetzt, ohne ihm jemals Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Eines Tages, man weiß nicht warum, vielleicht fällt gerade ein Sonnenstrahl auf den Sessel, sagt man sich plötzlich: „Wie sonderbar der Stuhl doch eigentlich ist“ und man entdeckt, dass ein Künstler das Holz geschnitzt haben und dass der Bezug einst wundervoll gewesen sein muss. Ich hatte bisher nie auch nur die geringste Aufmerksamkeit auf Mademoiselle Perle verwandt.

Sie gehörte zu der Familie Chantal, das war alles, was ich von ihr wusste. Doch wieso gehörte sie zu ihr? Sie war ein großes mageres Wesen, das sich alle Mühe gab, möglichst unbemerkt zu bleiben, das aber nicht unbedeutend war. Man behandelte sie freundschaftlich, besser als einen Diensthofen, doch lange nicht so gut wie eine Verwandte. Plötzlich fielen mir auch allerlei Nuancen in der Behandlungsweise auf, die ich bis dahin nicht bemerkt hatte. Madame Chantal nannte sie „Perle“, Chantal nur Mademoiselle mit einem, wie mir schien, ein wenig respektvolleren Tone, und die jungen Mädchen riefen sie Mademoiselle Perle.

Ich betrachtete sie. Wie alt war sie? Vierzig Jahre? Ja gewiss, ungefähr vierzig Jahre. Dabei sah sie gar nicht alt aus, sondern machte sich alt. Ganz plötzlich fiel mir das auf. Sie frisierte, kleidete und schmückte sich auf eine ziemlich lächerliche Art, und trotz alle-dem machte sie keinen lächerlichen Eindruck, eine solch einfache, natürliche Anmut war ihr eigen, eine Anmut, die sie offenbar zu verbergen suchte. Welch sonderbares Geschöpf! Wie kam es nur, dass ich sie nicht schon früher beobachtet hatte? Ihre Frisur war wirklich grotesk mit den vielen kleinen Altejungfern-Löckchen. Doch erschien unter diesem Haar eine große ruhige Stirn, die zwei Falten durchliefen, zwei Falten, die von langer Traurigkeit sprachen, und dann zwei große, sanfte blaue Augen, schüchtern, furchtsam und bescheiden, zwei schöne kindliche Augen, die erstaunt blicken konnten, wie die eines ganz jungen, frischen

Mädchens, die von jungen Gefühlen sprachen und von Kummer, der sich oft in ihnen gespiegelt, ohne sie trüben zu können.

Das Antlitz war fein und zart, eins von den Gesichtern, die erloschen scheinen, ohne gebrannt zu haben, und die nicht an den Ermüdungen und großen Erregungen des Lebens verblüht sind.

Welch hübscher Mund! Welch hübsche Zähne! Doch hatte man den Eindruck, als wage sie nicht zu lächeln. Und ohne eigentlich zu wissen weshalb, verglich ich sie mit Madame Chantal. Gewiss, Mademoiselle Perle sah besser, hübscher, tausendmal besser, feiner, vornehmer, stolzer aus!

Diese Beobachtungen verblüfften mich selbst. Man goss Champagner ein. Ich reichte der Königin mein Glas

mit einem gut gefügten Komplimente. Ich sah es ihr an, dass sie am liebsten ihr Gesicht in ihrer Serviette verborgen hätte; dann netzte sie doch ihre Lippen mit dem hellen Wein und alle Welt rief: „Die Königin trinkt! Die Königin trinkt!“ Sie wurde ganz rot und verschluckte sich. Man lachte; doch sah ich, wie sehr man sie im Hause liebte.

Sobald das Essen zu Ende war, ergriff Chantal meinen Arm. Die Stunde seiner Zigarre war gekommen, eine Stunde, die er heilig hielt. Wenn er allein war, ging er gewöhnlich draußen spazieren und rauchte sie, waren jedoch Gäste zum Essen geblieben, so begab er sich mit ihnen ins Billardzimmer und rauchte und spielte. An diesem Abend hatte man des Feiertags halber sogar Feuer im Billardzimmer gemacht, mein alter Freund ergriff sein Queue und rieb die Spitze sorgfältig mit Kreide ein. Dann sagte er: „Fang an, mein Junge.“

Er duzte mich, obgleich ich fünfundzwanzig Jahre alt war, doch hatte er mich ja von Kindheit an gekannt. Ich begann also die Partie, machte ein paar Stöße, verfehlte ein paar, und fragte, da mir der Gedanke an Mademoiselle Perle immer im Kopfe herumging: „Sagen Sie doch mal, Monsieur Chantal, ist Mademoiselle Perle eigentlich verwandt mit Ihnen?“

Er hörte höchst erstaunt zu spielen auf und blickte mich nachdenklich an: „Wie, kennst du denn ihre Geschichte nicht?“

„Nein!“

„Hat sie dir denn dein Vater nie erzählt?“

„Nein!“

„Das ist aber sonderbar. Es ist nämlich eine recht romanhafte Geschichte, sage ich dir.“

Er schwieg. Dann begann er wieder: „Wenn du wüsstest, wie sonderbar es ist, dass du mich gerade heute, am Dreikönigstag, nach ihr fragst!“

„Wieso sonderbar?“

„Hör nur zu. Es sind heute gerade einundvierzig Jahre her, ausgerechnet einundvierzig Jahre, heute am Dreikönigstag. Wir wohnten damals in Rouy-le-Tors auf den Festungswällen, doch muss ich dir, damit du besser verstehst, das ganze Haus beschreiben. Rouy ist auf einem Hügel oder vielmehr auf einer Hügelkette gebaut, die auf eine weite Ebene hinaussieht. Wir hatten dort ein Haus mit einem sehr hübschen Garten, der sich über die alten Festungsmauern erstreckte, so dass das Haus in der Stadt, an der Straße stand, während man vom Garten auf die Ebene hinaussah. Von dem Garten führte auch eine Tür ins freie Land hinaus, und zu dieser Tür stieg man auf einer verborgenen Treppe hinab, die durch die riesige Breite der Festungsmauern hinunterlief. Du siehst, ganz wie in einem Roman. Eine Straße ging von dieser Tür ins Land, an der eine große Glocke hing, denn die Bauern brachten uns, um den großen Umweg in die Stadt zu vermeiden, durch dieses Pförtchen ihre Feldfrüchte.

Kannst du dir das alles nun gut vorstellen? Also damals am Dreikönigstag schneite es — schon seit einer Woche. Man hätte glauben können, der ganze Himmel schneie zur Erde herunter. Als wir auf die Wälle hinaustraten, um ins Land zu sehen, fror uns bis in die innerste Seele beim Anblick dieses weißen, eisigen Landes, das kalt wie Firnis glänzte. Man hätte glauben können, der liebe Gott habe die alte Erde eingepackt und wolle sie nun auf seinen Gerümpelboden zu andern alten Welten schicken. Ich sage dir, es war sehr traurig.

Unsere ganze Familie wohnte damals zusammen in dem Hause; mein Vater, meine Mutter, mein Onkel, meine Tante, meine beiden Brüder und meine vier Kusinen. Es waren alles hübsche Mädchen, die jüngste von ihnen habe ich geheiratet. Und jetzt sind von der ganzen Gesellschaft nur noch drei übrig geblieben: meine Frau, ich, und eine Schwägerin, die in Marseille wohnt. Donnerwetter, wie so eine Familie zerbröckelt! Es kann einem wirklich angst werden, wenn man dran denkt. Ich bin heute sechsundfünfzig, war also damals fünfzehn Jahre alt.

Wir feierten wie gesagt den Dreikönigstag und waren sehr munter, sehr munter! Wir warteten im Salon alle zusammen auf das Abendessen, als mein ältester Bruder Jacques sagte: ‚Seit zehn Minuten heult draußen auf dem Land unaufhörlich ein Hund; sicher hat sich das arme Tier verirrt.‘

Er hatte noch nicht zu reden aufgehört, als die Glocke am Hinterpförtchen läutete. Sie hatte einen dunklen Ton wie eine Kirchenglocke, so dass man an den Tod denken musste. Wir erschrakten alle. Mein Vater schickte einen Diensthofen, der nachsehen sollte, wer geläutet hätte. Wir warteten in ängstlichem Schweigen und dachten an den Schnee, der die ganze Erde umhüllte. Als der Mann wiederkam, sagte er, er habe an der Tür niemand sehen, auch in der Ebene

niemand entdecken können. Der Hund heulte aber noch immer ohne Unterlass, und seine Stimme kam immer von derselben Stelle.

Man setzte sich zu Tisch, doch waren wir alle ein wenig aufgereggt, besonders die jungen Leute unter uns. Wir waren eben beim Braten angekommen, als die Glocke wieder zu läuten begann, drei lange starke Schläge, die uns bis in die Fingerspitzen zittern machten und uns den Atem verschlugen. Wir sahen uns an, Gabel und Messer wie erstarrt in der Luft haltend, lauschten angstvoll und von einer übernatürlichen Furcht ergriffen. Meine Mutter sprach zuerst: ‚Es ist doch seltsam, dass man mit dem Wiederkommen so lange gewartet hat. Gehen Sie nicht allein öffnen, Baptiste, einer der Herren wird Sie gewiss begleiten.‘

Mein Onkel François erhob sich. Er war eine Art Herkules, sehr stolz auf seine Kraft, und fürchtete nichts auf der Welt. Mein Vater rief ihm nach: ‚Nimm eine Flinte mit, man kann nicht wissen, wer da draußen ist.‘

Mein Onkel nahm aber nur einen Stock und begab sich mit dem Diener nach unten.

Wir andern warteten, zitternd vor Angst und Schrecken, unfähig weiter zu essen und ohne ein Wort hervorbringen zu können. Mein Vater versuchte uns zu beruhigen: ‚Es war gewiss irgendein Bettler oder ein

Wandersmann, der sich im Schnee verirrt hat. Als auf das Läuten niemand gekommen ist, versuchte er seinen Weg weiter zu finden, und als es ihm nicht gelang, ging er wieder an die Tür zurück.'

Es kam uns allen vor, als sei der Onkel schon eine Stunde weg. Endlich kam er wütend und fluchend wieder herauf: ‚Himmelkreuzdonnerwetter! Es war wieder niemand da. Weiß der Teufel, wer sich da einen Spaß mit uns macht. Nur der verfluchte Hund heult noch immer hundert Meter von der Mauer entfernt. Hätte ich eine Flinte mitgebracht, so hätte ich ihn schon zum Schweigen gebracht.'

Man speiste also weiter, doch wich die Angst nicht von uns; man fühlte wohl, dass die Sache noch nicht zu Ende war, dass sich noch irgend etwas ereignen müsse und dass die Glocke noch einmal läuten werde.

Und sie läutete wahrhaftig wieder, gerade in dem Augenblick, in dem man den Königskuchen anschnitt. Wir sprangen alle zugleich von unseren Sitzen auf. Mein Onkel François, der schon Sekt getrunken hatte, wurde wütend und schwor, dass er ‚ihn‘ massakrieren wolle, so dass meine Tante und meine Mutter sich schon auf ihn stürzten, um ihn daran zu hindern. Mein Vater, obwohl sehr ruhig und zu keinem Kampf mehr fähig — er hinkte nämlich, seit er sich bei einem Sturz mit dem Pferde ein Bein gebrochen hatte —, erklärte nun auch, dass er wissen müsse, wer draußen sei, und dass er selbst nachsehen wolle. Meine Brüder im Alter von achtzehn und zwanzig Jahren holten ihre Flinten; und da man mir keine Aufmerksamkeit schenkte, bemächtigte ich mich eines Karabiners, mit dem ich wohl einmal in unserem Garten schoss, und schloss mich der Expedition an.

Wir brachen nun sofort auf. Mein Vater und mein Onkel gingen mit Baptiste, der eine Laterne trug, voraus; ihnen folgten meine Brüder Jacques und Paul und ich ging hinter ihnen, trotz aller Bitten meiner Mutter, die mit meiner Tante und meinen Kusinen auf der Schwelle des Hauses stehen blieb.

Seit einer Stunde schneite es wieder; die Tannen bogen sich unter der weißen Last und erschienen wie bleiche Pyramiden, wie riesige Zuckerhüte. Das niedrigere Gesträuch war durch den grauen Vorhang der kleinen, eiligen Flocken in der Dunkelheit gar nicht zu erblicken. Der Schnee fiel so dicht, dass man überhaupt nur auf zehn Schritte sehen konnte. Doch verbreitete die Laterne immerhin große Helligkeit. Als wir die in die Mauer gehauene Treppe hinunterstiegen, hatte ich wirklich Angst. Es kam mir vor, als ginge jemand hinter mir, als werde er mich jetzt an den Schultern fassen, und ich wäre am liebsten umgekehrt. Ich wagte jedoch nicht, den Garten wieder allein zu durchschreiten.

Ich hörte, wie die Pforte unten geöffnet wurde und gleich darauf mein Onkel fluchte: ‚Da soll aber doch gleich der Henker dreinschlagen! Er ist schon wieder weg. Aber wehe ihm, wenn ich nur seinen Schatten noch zu sehen kriege!'

Es war unheimlich, die weite Ebene vor sich zu sehen oder vielmehr zu fühlen, denn man sah sie nicht; man sah nur ein ungeheures Schneetuch vor sich, das nach oben, nach unten, nach rechts und links vor und hinter einem sich endlos ausbreitete.

Mein Onkel rief plötzlich: ‚Da heult der Hund wieder. Ich will ihm doch gleich zeigen, wie ich schießen kann. Dann haben wir wenigstens etwas ausgerichtet!'

Mein Vater jedoch, der ein gutes Herz hatte, meinte: ‚Wir wollen doch lieber sehen, wo das arme Tier steckt, es heult gewiss vor Hunger. Es klingt übrigens, als ob es nach Hilfe ruft, wie ein Mensch, der in Not ist. Wir wollen doch mal hingehen.'

Wir machten uns also durch den dichten Schneevorhang auf den Weg. Der Schnee fiel dichter, wie ein eisiger Schaum, stach und ließ die Haut, die er berührte, erstarren, als habe er sie, jedesmal wenn eine der kleinen weißen Flocken sie berührte, mit einem spitzen raschen Schmerz verbrannt.

Wir sanken bis über die Knie in die weiche kalte Decke ein und mussten bei jedem Schritt die Beine wieder hoch hinaufziehen. Je weiter wir gingen, um so deutlicher, stärker wurde die Stimme des Hundes. Mein Onkel rief: ‚Da ist er', und wir alle hielten still und blickten nach ihm hin, wie man in der Dunkelheit einen Feind aufs Korn nimmt.

Ich sah noch nichts und trat ein wenig vor, bis ich ihn auch erblickte. Er sah schrecklich und gespenstisch aus, dieser Hund, ein großer schwarzer Schäferhund mit zottigem Fell und einem Wolfskopf, wie er da in dem Lichtstreifen, den die Laterne auf den Schnee warf, auf allen vieren aufgereckt stand. Er bewegte sich nicht und war ganz still; er betrachtete uns.

Mein Onkel sagte: ‚Wie sonderbar! Er kommt nicht her, noch läuft er zurück; am liebsten möchte ich ihm eins auf den Pelz brennen.'

Mein Vater jedoch sagte mit fester Stimme: ‚Nein, wir wollen ihn mit ins Haus nehmen.'

‚Er ist aber nicht allein', rief mein Bruder Jacques aus, ‚irgend etwas liegt hinter ihm.'

In der Tat befand sich etwas Graues, das wir jedoch nicht genau erkennen konnten, hinter ihm. Vorsichtig schritten wir darauf zu.

Als wir herankamen, setzte sich der Hund auf die Hinterbeine. Er sah nicht böse aus, schien vielmehr froh zu sein, dass es ihm gelungen war, Leute herbeizurufen.

Mein Vater ging gerade auf ihn zu und streichelte ihn. Das Tier leckte ihm die Hände und man bemerkte, dass er an einen kleinen Wagen angebunden war, eine Art Puppenwagen, der mit drei oder vier Wolldecken sorgfältig zugedeckt worden war. Man entfernte die Tücher vorsichtig, und als Baptiste die Laterne über das Wägelchen hielt, erblickten wir ein kleines schlafendes Kind darin.

Wir waren dermaßen erstaunt über diesen Anblick, dass wir erst kein Wort sagen konnten. Mein Vater jedoch fasste sich zuerst, und da er sehr großzügig, ja sogar ein wenig romantisch veranlagt war, streckte er die Hand über das Dach des Wägelchens aus und sagte: ‚Armes verlassenes Kind, du sollst zu uns gehören', und befahl dann meinem Bruder Jacques, den Fund vor uns her zu schieben.

„Gewiss ein Kind der Liebe“, dachte dann mein Vater laut weiter, „dessen Mutter an diesem Dreikönigsabend in Erinnerung an das göttliche Kind an meiner Tür läutete.“

Er blieb stehen und rief viermal nach den vier Himmelsrichtungen durch die Nacht: „Wir haben es gefunden.“ Dann legte er seinem Bruder die Hand auf die Schulter und flüsterte; „Wenn du auf den Hund geschossen hättest, François?“

Mein Onkel antwortete nicht, doch machte er im Dunkeln ein großes Kreuzzeichen, denn er war trotz seiner polternden Reden sehr fromm.

Man hatte den Hund losgebunden, und er folgte uns auf dem Fuße.

Na, ich sage dir, unser Rückzug ins Haus war drollig anzusehen. Es machte viel Mühe, den Wagen die Treppe, die durch die Mauer führte, hinaufzutragen. Doch gelang es uns endlich, und wir schoben ihn durch den Garten ins Vorzimmer.

Und Mama war außer sich und doch froh! Und meine kleinen Kusinen — die jüngste war damals sechs Jahre — hüpfen um den Wagen wie vier Hühner um ein Nest! Endlich wickelte man das Kind, das noch immer schlief, aus seinen Decken, es war ein Mädchen und ungefähr sechs Wochen alt. In seinen Windeln fand man zehntausend Francs in Gold, jawohl, zehntausend Francs, die Papa als eine Mitgift für sie anlegte. Es war also kein Kind der Armut . . . vielleicht das Kind irgendeines Adligen mit einem kleinen Bürgermädchen aus der Stadt . . . oder . . . wir hatten tausend Vermutungen und haben doch nie das geringste erfahren . . . auch nicht das geringste . . . nichts! Selbst der Hund wurde nicht erkannt . . . er war im ganzen Lande fremd; doch musste derjenige oder besser diejenige, die dreimal an unserer Tür geläutet hatte, meine Eltern sehr gut kennen, da sie gerade sie als Erzieher des Kindes gewählt hatte.

So also kam Mademoiselle Perle im Alter von sechs Wochen in unsere Familie. Sie wurde übrigens erst später so genannt. Man taufte sie auf den Namen Marie Simone Claire. Claire sollte ihr Familienname werden.

Na, ich sage dir, es war ein eigentümlicher Anblick, wie wir jetzt mit dem Kindchen ins Esszimmer zurückkehrten. Es war mittlerweile aufgewacht und blickte mit großen blauen Augen auf die vielen Menschen und vielen Lichter.

Man ließ sich am Tische nieder und verteilte den Kuchen. Ich wurde König und wählte Mademoiselle Perle zur Königin, gerade wie du es eben getan. Doch ahnte sie damals die Ehre noch nicht, die ihr widerfahren.

Das Kind wurde also in unserer Familie erzogen. Sie wuchs heran, Jahre vergingen. Sie war hübsch, sanft, gehorsam. Jedermann liebte sie, und sie wäre gewiss verzogen worden, wenn meine Mutter es nicht verhindert hätte.

Sie war eine Frau, die Ordnung und klare Verhältnisse über alles liebte. Sie behandelte die kleine Claire so gut wie ihre eigenen Söhne, doch wollte sie, dass der Abstand, der zwischen uns und dem Findling bestand, sich nicht verwische, und ihre Stellung im Hause eine genau bestimmte blieb.

Sobald das Kind zu Verstand kam, erzählte sie ihm seine Herkunft und ließ es mit viel Feingefühl und ohne es zu verletzen, doch bestimmt erkennen, dass es als angenommenes Kind, als Findling, für die Chantals doch im Grunde eine Fremde sei.

Claire erfasste ihre Situation mit außerordentlichem Taktgefühl, mit überraschendem Instinkt und füllte den Platz, den man ihr zugewiesen hatte, mit soviel Feingefühl, Bescheidenheit und Anmut aus, dass mein Vater oft vor Rührung über sie weinte.

Meine Mutter selbst wurde von der leidenschaftlichen Dankbarkeit und der ein wenig furchtsamen Hingebung des sanften Geschöpfes oft so sehr ergriffen, dass sie sie „mein Töchterchen“ nannte. Zuweilen, wenn die Kleine sich wieder einmal so feingefühlig gezeigt hatte, schob sie ihre Brille auf die Stirn hinauf, was immer das Zeichen großer Erregung bei ihr war, und wiederholte: „Aber das ist ja eine Perle, das Kind, eine wahre Perle!“

Dieser Name blieb der Kleinen, die bald Mademoiselle Perle wurde und für uns geblieben ist.“

Monsieur Chantal schwieg. Er saß auf dem Billard, ließ die Füße baumeln, drehte mit der linken Hand eine Kugel hin und her, während er mit der rechten den Lappen zerknitterte, mit dem wir die Tafel, auf die die Points angekreidet wurden, abzuwischen pflegten. Wir nannten ihn den Kreidelappen.

Chantal war ziemlich rot im Gesicht geworden und sprach leise, wie für sich selbst, weiter, ganz verloren in seine Erinnerungen, erzählte von allerlei alten Dingen und Ereignissen, die in seinen Gedanken wieder aufstanden, wie man oft durch einen alten Garten spazieren geht, in dem man als Kind gespielt hat und in dem jeder Baum, jeder Weg, der Fliederstrauch, der so wohl duftete, und die Rotdornhecke, hinter der man Verstecken gespielt hat, bei jedem Schritt eine neue Erinnerung aufleben lassen, ein Stückchen Jugend, eine der kleinen unbedeutenden Tatsachen, die zusammen den Hintergrund unseres Lebens ausmachen.

Ich stand ihm gegenüber an die Wand gelehnt, die Hand auf mein müßiges Billardqueue gestützt.

Nach einem kurzen Schweigen fuhr er fort: „Und hübsch war sie mit achtzehn Jahren . . . graziös sage ich dir . . . und entzückend gewachsen. Ach! ein hübsches, hübsches . . . und gutes und durch und durch feines . . . ein reizendes Geschöpf! . . . Sie hatte Augen! Blaue Augen, so klar, so durchsichtig, wie ich nie wieder ähnliche gesehen habe . . . nie wieder!“

Er schwieg von neuem. Ich fragte: „Warum hat sie sich nicht verheiratet?“

Er antwortete, doch nicht mir, nur auf das Wort, das eben vorübergeklungen: verheiratet.

„Warum? Warum? Sie hat nicht gewollt . . . sie hat nicht gewollt. Sie hatte eine Mitgift von dreißigtausend Francs, und es wurde auch mehrmals um sie angehalten . . . sie wollte aber nicht. Sie war damals immer so traurig . . . es war um die Zeit, als ich meine Kusine, die kleine Charlotte, mit der ich seit sechs Jahren verlobt war, heiratete.“

Ich blickte Herrn Chantal an, und es schien mir plötzlich, als dränge ich tief in seine Seele, dränge plötzlich in eins der grausamen, unbemerkten Trauerspiele, wie sie sich in graden ehrlichen Herzen ereignen, in unerforschten Herzen, die sich selbst nicht kennen und sich nichts eingestehen, als sähe ich ein Drama, von dem niemand etwas geahnt hat, selbst nicht die, die seine stummen ergebenen Opfer geworden.

Eine verwegene Neugierde trieb mich plötzlich an zu sagen: „Sie hätten sie heiraten sollen, Monsieur Chantal.“ Er erschrak, sah mich an und fragte: „Ich? Wen heiraten?“

„Mademoiselle Perle.“

„Wieso? Warum?“

„Weil Sie sie mehr liebten als Ihre Kusine.“

Er blickte mich mit fremden, runden, entsetzten Augen an, dann stammelte er: „Ich habe sie geliebt? . . . Ich? . . . Wieso? . . . Wer hat das gesagt?“

„Na, es liegt doch auf der Hand . . . und nur ihretwegen haben Sie doch so lange gezögert, Ihre Kusine, die schon sechs Jahre auf sie wartete, zu heiraten.“

Er ließ die Kugel, die er in der linken Hand gehalten hatte, los, fasste mit beiden Händen den Kreidelappen und barg schluchzend sein Gesicht darin. Er weinte trostlos und ganz außer sich und doch zugleich lächerlich, wie ein Schwamm, den man auspresst, durch Augen, Nase und Mund zugleich. Er hustete, spuckte und wischte sich in dem Kreidelappen ab, trocknete sich die Augen und sprudelte doch gleich wieder aus allen Schleusen und mit einem Geräusch, als sei irgendwo ein Wildbach losgebrochen.

Ich stand verblüfft, erschrocken, beschämt, hatte große Lust, mich aus dem Staube zu machen, wusste nicht, was ich sagen oder tun sollte.

Plötzlich ertönte die Stimme der Madame Chantal im Rauchzimmer: „Seid ihr nun bald fertig mit eurer Zigarre?“

Ich öffnete die Tür und rief herunter: „Gewiss, Madame, wir kommen sogleich.“